

Dermisches.

Neuenbürg, 29. März. Die Wünschelrute war schon den Landknechten bekannt. Nach einer Chronik aus dem 30 jährigen Krieg hat das Soldaten-volk mit den beschworenen Zauberruten fast alles Geld, so sich unter Dach befunden, ausgelockert und betäubt. Die Wünschelrute ist gewöhnlich eine gabelförmig gespaltene Haselzweifel, welche in beiden Händen nach aufwärts getragen wird und durch zuckende Bewegungen zu erkennen geben soll, ob ihr Träger sich in der Nähe von Quellen oder aber auch Erzkadern befindet. Bei der Weihung des Zauberstabes machte man im Mittelalter allerlei Pötuspolus. Die kräftigsten Wünschelruten mußten unter dem Beten des Rutensegens um Mitternacht in der Johannisnacht oder in der Neujahrsnacht und womöglich nackend geschnitten werden, worauf die Ruten förmlich getauft und mit Namen versehen wurden. Ihr Gebrauch ist sehr alt. Sicher ist, daß die Römer schon die Wünschelrute kannten. Die Anhänger der Wünschelrute behaupten sogar, daß der Stab Moses, mit dem er Wasser aus dem Felsen geschlagen, eine Wünschelrute gewesen sei. In neuerer Zeit kam die Wünschelrute wieder mehr zu Ehren, da bekannt wurde, daß man sich am Kaiserhofe in Berlin für sie interessierte. Einige wenige sehr erd kundige Leute schreiben ihr heute noch die Kraft zu, Wasserstellen anzuzeigen: es sind dies die sogenannten Ruten gänger.

Eine Flugmaschine neuester Konstruktion ist von einem Mitbürger unserer Vaterstadt erfunden worden. Es handelt sich, wie uns mitgeteilt wird, um einen Monoplan, der in seinen Flugflächen genau den Vogelschwingen nachgebildet ist. Auf einem mit Querrippen versehenen ovalen Rahmen sind in dachziegelförmig angebrachten Schichten Federn angeordnet, die durch ihre natürliche Elastizität für starke Windströmungen erheblich geeigneter sein dürften, als die bisher gebräuchlichen starren Flächen der alten Systeme. Ein Explosionsmotor gibt die Antriebskraft. Die Patentverwertung ist, soweit wir informiert sind, dem auch unseren Lesern nicht unbekanntem Diplomingenieur A. B. N. Hlunar übertragen worden. Der ganze Bezirk darf entschieden stolz auf den Erfinder sein.

Das Einjährigen-Jahr für Frauen, insbesondere zum Zweck einer besseren körperlichen Ausbildung, befürwortet der Hamburger Arzt Dr. Krieg. Er geht davon aus, daß die körperliche Ausbildung des weiblichen Geschlechtes eine völlig

unzureichende ist; erweisen sich doch in unseren höheren Mädchenschulen ein Drittel der Schülerinnen als blutarm, ebenso finden sich unter den Mädchen 7mal so häufig Verkümmungen der Wirbelsäule, wie unter den Knaben. Dr. Krieg wünscht zunächst einen besseren Turnunterricht und mehr Sport für die Mädchen, dann aber, im Anschluß an die Schule, ein Einjährigenjahr, in dem 2-3 Stunden täglich körperlichen Übungen und Märschen gewidmet werden sollen, während es im übrigen dem Unterricht in Hygiene, Physiologie und Anatomie, in künstlerischen Betrachtungen, mit besonderer Berücksichtigung der Plastik, in Physik und Nahrungsmittellehre, sowie der praktischen sozialen Betätigung dienen soll.

Deutsch sein! Der Dresdener Schriftsteller F. E. Köhler-Haufen hat folgenden Mahnruf veröffentlicht: Deutsch sein heißt: tätig sein. Deutsch sein heißt: mit klarem Auge auf alles Große und Wissenswertes schauen, das die Welt, wie sie war und wie sie ist, vor uns ausgebreitet hat. Deutsch sein heißt: was der Verstand aufgehoben, mit dem Herzen zu erfassen. Deutsch sein heißt: das Notwendige mit Liebe tun. So lange die Völker der Germanen so „tätig“ sind, werden sie die Völker der Zukunft sein.

Eine Steuerherabsetzung in Sicht. Wohl selten wird eine politische Kunde im deutschen Heimatlande mit soviel Freude begrüßt worden sein, wie die, die wir heute unserem geneigten Lesepublikum mitzuteilen in der glücklichen Lage sind. Und zwar handelt es sich um eine Ermäßigung der direkten Steuern. Diese sollen, nach einem Bericht des Bureau A. Brill, das seinen Sitz in Lugenselbe bei Berlin hat, also gut unterrichtet sein muß, um 33 1/2 % ermäßigt werden. Mit der Ausführung der in Frage kommenden Bestimmungen ist der Geheimrat Sch. Windel betraut worden.

In den eleganten Pariser Salons macht gegenwärtig eine neue Kotillonfigur Furore. Es ist ein Walzer zu Dreien, der von dem englischen Komiker Grossmith erfunden worden ist. Der neue Tanz zeichnet sich durch eine vornehme Pierlichkeit aus und gestattet, wie die Lasterzungen behaupten, auch dem Herrn Gemahl, an dem Tanz teilzunehmen, während seine treue Ehe liebste mit ihrem Anbeter wagt.

Ein eigenartiger Hund beschäftigt seit heute morgen die Behörden unseres Nachbarbezirks. Hinter der Scheune des Besitzers P. fand man eine Schraube, die so eigentümliche Windungen aufweist, wie man sie an diesen technischen Instrumenten bis-

her hierzulande noch nicht beobachtet hat. Zu Rate gezogene Sachverständige sind nicht abgeneigt, das Fundobjekt für prähistorisch, der ersten Eisenzeit angehörig, zu erklären. Soviel ist indes sicher, daß das Fundstück erst einmal öffentlich zur Schau gestellt werden wird, um auf diesem Wege zu ermitteln, ob nicht doch dem einen oder anderen Ortsangehörigen eine Schraube fehlt, resp. losgegangen sei.

Mit dem Rattensänger von Paris auf der Jagd. Von einem abenteuerlichen Jagdzug durch das unterirdische Paris gibt ein englischer Korrespondent eine anschauliche Schilderung. Als ein Gast von M. Georges Ménart, dem Rattensänger von Paris, ist er nächtllicherweise durch das Riesennetz von Kanälen gewandelt, durch die die Abwässer von Paris der Seine zugeführt werden. Eine seltsame Bellenheit überkommt den Laien bei diesem Gang durch die feuchten kühlen Tunnel, überall herrscht Dunkel und nur ungewiß sieht er vor sich den Schatten des Rattensängers, der hier zu Hause ist und mit seinen mächtigen wasserdichten Schafstiefeln so sicher an dem schmalen Rande des unterirdischen Flusses dahinschreitet, wie ein Bürger auf dem Trottoir der Boulevards. M. Ménart trägt seinen Käfig auf dem Rücken, eine Konstruktion, auf die er stolz ist. Fast kein Wort wird gesprochen, nur hin und wieder wendet sich der Rattensänger zu seinem Gaste, um ihm eine kurze, aufklärende Bemerkung zuzufächeln. Er trägt eine kleine Aetzglaskolonne, deren Licht er sorgsam abdeckt. Von allen Straßen münden kleinere Kanäle in die Hauptströme, jedes Haus hat sein eigenes Abflußrohr. Hier ist es, wo die Pariser Ratten nächtllicherweise ihr Mahl halten. Der Rattensänger geht schnellen Schrittes dahin, streift im Vorbeigehen jede Abflußmündung mit einem Lichtstrahl. Plötzlich bleibt er stehen. Ein breiter Lichtstrahl fällt grell durch das Dunkel. M. Ménart preßt die Lippen zusammen und ein seltsam lockendes zwitscherndes Pfeifen wird hörbar. Sofort springt eine große Ratte mit weiten blühenden Augen aus dem Dunkel. Der Rattensänger pfeift weiter und in Kreisen nähert sich das Tier. Bald ist es auf der rechten Seite, bald auf der linken, aber immer enger werden die Kreise. Dann hört man durch die Stille ein raschelndes Tappen, mit einer blitzschnellen Bewegung fährt das Bein des Rattensängers zur Seite, ein wunderliches klagendes Quietschen ertönt, es klingt fast wie das schrille Weinen eines kleinen Kindes. Unter dem Fuße hält M. Ménart die Ratte gefangen. Dann eine blitzschnelle Bewegung mit der Hand,

Wo ist der Trauschein?

Humoreske von Otto Grund.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem hohen Wandspiegel steht eine glückliche Braut. Sie wird geschmückt von Mutter und Schwester. Denn heute ist ihr Hochzeitstag!

Nach langem Harren ist es dem schmucken Ernst Falke, ihrem Bräutigam, gelungen, seinen Vater von der Notwendigkeit dieser Heirat zu überzeugen. Der Vater übertrug ihm endlich sein Geschäft, einen flott gehenden Mehrgeladen, und zog sich in ein beschauliches Leben der Ruhe zurück. Ernst Falke konnte nun daran denken, sich einen eigenen Hausstand zu gründen.

Heute ist Hochzeitstag. Die junge Braut wird ungeduldig. Sie steht fertig geschmückt, in Kranz und Schleier, umgeben von schon eingetroffenen Hochzeitsgästen. Nur Ernst, die Hauptperson, ist noch nicht da. Weil seine Hilfe im Geschäft nicht lange entbehrt werden kann, so hat er sich nach der standesamtlichen Trauung noch einmal heim begeben. Zumal ein Bräutigam bei den Vorbereitungen zur kirchlichen Trauung im Hause der Braut der überflüssigste Mensch von der Welt ist.

Aber nun ist alles fertig, jetzt wird der Bräutigam wieder gebraucht, weil man ihn beim „Zafagen“ nicht gut entbehren kann.

Endlich langt er an. Erhitzt und in großer Eile. „Entschuldigt mich, aber ich mußte noch verkaufen

helfen; es war so ein Andrang im Laden. Wenn das nur heute nachmittag ohne mich gut geht!“

Der Schwiegervater beruhigt ihn.

Zu langen Auseinandersetzungen ist jetzt aber keine Zeit mehr. Die Brautkutsche steht vor der Tür. Ernst reicht seiner zitternden Martha den Arm und beide steigen ein.

Sie drängt sich an ihn. „Ich bin so aufgeregt... Die vielen Leute!“

„Das geht vorüber,“ sagt Ernst. Jetzt ist es an ihm, seine Braut zu beruhigen, und er vergißt dabei die Geschäftssorgen.

Der Wagen hält vor der Kirche. Eine Menge Menschen bilden Spalier. Aber endlich ist auch das überstanden. Der Hochzeitszug mit dem Brautpaar begibt sich zur Sakristei, wo der Pfarrer wartet, um das erforderliche Dokument, den standesamtlichen Trauschein, entgegen zu nehmen.

Ja richtig! Daran hat Ernst gar nicht mehr gedacht. Jetzt muß er nun erst suchen. Vor allen Leuten. Es gibt Verzögerung. Fatal...

Ernst sucht noch immer. Das Suchen ist vergeblich. Man überzeugt sich endlich, daß der Schein nicht da ist. Die Gäste lächeln. Martha bricht in Tränen aus.

Schließlich ruft Ernst verzweifelt: „Ich muß den Schein zu Hause gelassen haben!“, stülpt seinen Zylinderhut auf und stürmt hinaus. Martha sitzt leise weinend neben ihrer Mutter.

Draußen springt Ernst in die Brautkutsche und läßt sich eiligst nach Hause fahren, verfolgt von dem

jubelnden Galloß der Zuschauer vor der Kirche. Aus dem Wagen springen, ins Haus, aber so viel Ernst auch seinen Kopf zermartert, der Lagerplatz des Trauscheins fällt ihm nicht ein.

Leider kann Ernst seine Mutter nicht fragen, die sonst überall Bescheid weiß. Natürlich sind alle in der Kirche. Also allein suchen! Nur nicht besinnen! Zehn Minuten später sind sämtliche Schubläden ausgekratzt. Aber der Schein ist noch immer nicht da. Der verzweifelte Bräutigam sitzt förmlich in Schweiß gebadet auf einem Stuhl, ein Bild des Jammers.

Plötzlich springt der Ratlose auf. Es ist ihm eingefallen, daß der Schein hier oben gar nicht liegen kann. Ernst war ja während der ganzen Zeit unten und im Laden.

Einunter wie ein Blitz! — Die Käufer wundern sich über den jungen Meister in Frack und Zylinder, der da mit einem Male zwischen Fleisch und Wurst auftaucht. Er reißt den Deckel des Stehpultes auf und sucht. Aber auch hier vergeblich!

Als Ernst den Deckel zuschlägt, durchfährt ihn eine blitzartige Erleuchtung. Er weiß jetzt, wo der Trauschein sein kann. Wenigstens so ungefähr. Immer klarer wird es ihm, kein Zweifel ist mehr möglich: der Schein befindet sich als Wurstpapier bei einem der fünf Kunden, die Ernst vormittags in der Eile noch bedient hat! —

Hinein in die Kutsche und vorwärts! Kunde Nr. 1 ist erreicht. In fliegender Hast erklärt Ernst. Man lächelt verständnisvoll, dann



die Beute ist im Käfig und die Jagd geht weiter. Meilenweit ist man schon gewandert. Bei einer Kreuzung bleibt der Rattensänger plötzlich stehen; er öffnet einen Wasserhahn und rauschend ergießt sich die Flut in einen vor dem trockenen Seitenarm. „Ratten“, flüstert M. Ménart und mit einem Sprung ist er mit seinen großen Wasserstiefeln auch schon in dem Kanal. „Ich höre nur noch schrille Schreie, das Plätschern von Wasser, hilflos stehe ich in der Dunkelheit inmitten unzähliger quietschender Ratten. Ich merke, daß das Rattensingen seine Schattenseiten hat. Als M. Ménart zurückkommt, ist sein Käfig fast voll von einem Haufen zappelnder Rattenleiber.“ Mit befriedigtem Lächeln erzählt der Rattensänger von seinem Werke. „Niemand kann ahnen, wie viele Ratten hier unten leben, Millionen sind es, viele Millionen. Und sie sind klug und schlau, aber nicht klug und schlau genug, um meinem kleinen Geheimnis zu widerstehen. O, wie sie mich hassen. Ich fühle immer, wie sie mich beißen möchten, wenn ich sie mit der Hand packe. Aber ich fürchte sie nicht. Wenn mein Käfig voll ist — er faßt 55 Ratten —, so stecke ich die übrigen unter mein Hemd auf meinen Körper. Wie oft bin ich schon über und über mit Ratten bedeckt nach Hause gekommen. Ich jage nur nachts, denn am Tage, wenn die Abzugsröhren bewässert sind, schlafen die Ratten. Jeden Abend schreite ich allein durch diese Kanäle mit meiner Lampe und meinem Käfig und mit meinem kleinen Geheimnis. Und dieses Geheimnis? Es ist die Angst. Wenn ich komme, so wissen die Ratten, daß sie nicht entfliehen können, die Furcht hypnotisiert sie und sie alle gehorchen meinem Ruf.“ M. Ménart tötet nie seine Beute. Seine einzige Waffe sind seine kräftigen Hände, die über und über mit Rattenbissen bedeckt sind, und seine Fäße. Einmal hat er in einer Stunde 117 Ratten gefangen, in der letzten Woche 282 in drei Tagen und im Jahre 1909 betrug seine Jahresernte mehr als 20 000. Für 60 Centimes verkauft er dann seine Ratten in Paris oder nach dem nördlichen Frankreich und nach Belgien, wo sie zu Jagdspielen mit Hunden verwendet werden.

Man muß sich zu helfen wissen. In einem kleinen Theater ging nach Abschluß der Vorhang nicht mehr herunter, sondern blieb hartnäckig in der Mitte stecken. Nach längerem vergeblichen Bemühen des Theatermeisters, den Vorhang herunterzubringen, erhob sich endlich der Tote und sprach mit dumpfer Stimme: „Nicht einmal im Grabe hat man seine Ruh.“ — Sagt's und zieht den Vorhang vollends herunter.

Ein Papierhaus nach chinesischer Art wird im Süden unseres Bezirks erbaut werden. Schon lange plante man, diese neueste Erfindung der Architektur auch bei uns einzuführen. Nunmehr wird dieser Plan in die Wirklichkeit übertragen werden. Das Haus wird einstöckig gehalten sein, fünf Fenster Front besitzen und einen Flächenraum von 794 Quadratmeter bedecken. Die Papierwerke „Schwindolina“ liefern das Material, das in eigenen Papiermühlen fabriziert wird. Die Konstruktion wird im wesentlichen eine Ineinanderfügung von

bedauernd: Das Wurstpapier sei leider schon verbrannt. Ernst droht umzukommen, aber da hört er weiter: Das Papier wäre sicher nicht der Trauschein, sondern ein bedrucktes Zeitungspapier gewesen und Kunde Nr. 2 hatte seine Wurst in Pergamentpapier bekommen. Er ruft dem wieder davonstürmenden Ernst nach, doch lieber zum Standesbeamten zu fahren und sich ein Duplikat geben zu lassen.

„Daß ich daran auch nicht gleich gedacht habe!“ Zum Standesamt! Der Wagen faucht und ist zwei Minuten später am Ziel. Leider viel zu früh, denn die Bürozeit beginnt erst in einer Stunde.

Also wieder auf die Kundensahrt! Nr. 3 und Nr. 4 bedauern unendlich. Derartige Papier würde bei ihnen nicht aufgehoben; da bekämen ja die Kinder fettige Hände und könnten die Hände beschmutzen.

Ernst dampft wie die Pferde der Brautkutsche. Alles himmert ihm vor den Augen. Ueberall glaubt er Trauscheine in der Luft zu sehen, nur seinen eigenen nicht.

Wenn jetzt der fünfte Kunde auch noch versagt, dann ist es Zeit zum Weltuntergang. Aber es muß versucht werden. Vorwärts!

Der Kutscher murren, seine Pferde gingen ihm bei der Jagd kaputt.

Ernst verspricht ihm 20 Mark extra und dahin faucht der Wagen mit dem dampfenden Bräutigam. Die Pferde verlieren ihre Blumenbüschel am Kopfe, die Leute auf der Straße bleiben verwundert stehen. Kunde Nr. 5! Sein Wurstpapier ist noch da.

Flächen sein. Der Erfinder dieser neuen architektonischen Konstruktion, Ingenieur A. P. Mill, wird den Bau persönlich überwachen und bis zu seiner Vollendung und Fertigstellung leiten.

April.

Der vierte Monat des Jahres ist als ein wetterwendiger Geselle bekannt und das Aprilwetter steht in keinem guten Rufe. Nacht am Morgen die liebe Sonne vom blauen Himmel herab, daß einem das Herz im Leibe lacht, da ballen sich gar oft um die Mittagstunde schwarze Wolkenmassen, von wütenden Windstößen vorwärts getrieben, zusammen, und bald rieselt der Regen herab, wenn es nicht gar ein kleines Schneegestöber gibt. Aber wenn auch solch ein Frühlingssturm mit rauher Art, wie er es von seinem siegreichen Kampfe mit dem Winter her noch gewöhnt ist, daherkommt, so klingt es doch in ihm: „Der Frühling naht mit Brausen, er rüstet sich zur Tat.“ Der Mensch aber soll sich's gesagt sein lassen, was der Dichter weiter in diesem jauchzenden Lenzgruß mahnend spricht:

Drum wach, erwach, du Menschenkind,
Daß dich der Lenz nicht schlafend find'!
Dem Landmanne freilich ist echtes und rechtes Aprilwetter erwünscht; denn in den alten Bauernregeln heißt es:

Des Aprils Lachen
Verdirbt des Landmanns Sachen.

Dagegen

Wenn der April bläst raub ins Horn,
So steht es gut mit Heu und Korn.

Bekannt ist die Sitte, am 1. April die Leute zum Narren zu halten, sie in den April zu schicken, und jeder erinnert sich etwas anderes, um seinen Spaß mit den Mitmenschen zu treiben. Erst der nachfolgende Ruf: „Heute ist der 1. April, da schickt man die Narren hin, wo man hin will!“ bringt Klarheit in die Sache. Die Aprilscherze sind schon recht alt. Man leitet ihren Ursprung von dem spottvollen Pin- und Perschiden Christi von Pilatus zu Herodes und von Hannas zu Kaiphas ab, und hat damit wohl das Rechte getroffen. Andere wieder glauben, dieser Brauch sei erst aus Frankreich zu uns gekommen. Woher aber auch der Ursprung stammt, so viel ist gewiß, daß die Sitte sich bei den meisten europäischen Völkern erhalten hat, und wer auf der Höhe der Zeit stehen will, der macht sie launigen Sinnes mit, merke sich aber den Spruch: „Uebelnehmen gilt nicht!“ Für uns Deutsche aber ist der 1. April noch von ganz besonderer Bedeutung, da er uns einst unsern Bismarck schenkte, der die deutschen Stämme einigte und des Reiches Herrlichkeit in neuem Glanze erstrahlen ließ.

Zum ersten April.

Dem „Kladderadatsch“ entnehmen wir:

O welche Zeit der Kleinlichkeit!
Wer bringt davon uns ein Geseufz?
Wohin man blickt in unserer Zeit
Da fällt der Blick auf kleinlich Wesen.

Dort beim Kohlenkasten muß es liegen, wenn es der Hund nicht schon zerrissen hat.

Ernst liegt beim Kohlenkasten auf den Knien. Dann springt er mit einem Jubelruf empor. Wilder kann das Siegesgeheul eines Indianerhäuptlings nicht sein, der seinen Todfeind erschlagen hat!

Er hat ihn, den Trauschein! Sehr zerknüllt und voller Fettflecke, aber was schadet's, er ist da!

Nun folgt die letzte wilde Jagd: zur Kirche. Ernst bemüht sich, während der Fahrt das Papier auf den Knien zu glätten.

Am Kirchentor empfängt den Bräutigam eine johlende Menge, die inzwischen erfahren hat, warum er fortgeeilt ist. Er muß sich erst Bahn brechen. Wie aus dem Wasser gezogen erreicht er die Sakristei, wo nach dem andertshalbständigen Warten kaum noch jemand an die Hochzeit glaubt. Der Pfarrer hat inzwischen schon zwei andere Trauungen vollzogen. Er prüft den Fettschein mit kritischen Blicken, erklärt sich aber einverstanden.

Als Ernst mit leuchtender Brust vor dem Altar steht, vermag er kaum sein „Ja“ zu stammeln, so sehr wirkt die Aufregung nach.

Erst bei der Hochzeitsfeier im Hause der Braut löst sich die Spannung in eine unbändige Heiterkeit auf. Auch Ernst lacht mit, aber er sagt doch: „In meinem ganzen Leben verkaufe ich keine Wurst wieder, wenn ich Hochzeit habe!“

„Aber den Trauschein lassen wir einrahmen,“ fügt die junge Braut hinzu.

Schlamm ist die Zeit, wenn unruhvoll
Die Menschen sich zusammenscharen,
Der aber, der vorangehn soll
Blind ist und sieht nichts von Gefahren.

Bergang'ner Zeiten denken wir
Der tücht'gen Männer, die wir hatten,
Die, ihres Vaterlandes Bier,
Gewirkt einst haben ohn' Ermatten.

Mit Trauer denken wir zurück
An sie, die, abhold den Gemeinen,
Das Vaterland geführt zum Glück
Vor allen aber an den einen —

An ihn, der längst im Sachsenwald
Ausruht, und dessen Grab wir kränzen,
Wenn wieder Vogelsang erschallt
Die ersten Blumen wieder glänzen.

Wie sehn ihn vor uns, wie er war,
Als wir ihn sah'n auf Erden wandeln,
So stark, so treu, im Geist so klar
So groß im Denken und im Handeln!

[Ein Schwerenöter.] „... Glauben Sie denn, Herr Doktor, daß Sie sich auch mit mir gut vertragen werden?“ — „Aber meine hochverehrte Frau Kommerzientat: nur um Sie als Schwiegermama zu bekommen, verliebte ich mich ja in ihre Tochter!“

[Sinniger Vergleich.] „Ich sage Dir, meine Frau ist wie ein Vulkan: donnernd, flammend, verbrennend, und dann wieder still und friedlich — bis zum nächsten Ausbruch.“ — „Mein Weib ist ganz anders: niemals ganz heiß, nie ganz kalt — aber immer brodeln's in ihr.“ — „Also sozuzusagen Kochkiste!“

[Der Dumme hat's Glück.] „Wenn Sie Ihre Stuben nichts lernen lassen, werden sie ja stocddumm.“ — „Soll macht nig! Die maß'n amal was g'winna in der Lotterie!“

[O weh!] Dichter: „Wollen Sie mir nicht mal wieder ein paar Pfund alte Manuskripte abkaufen?“ — Schlächtermeister: „Nein, ich danke, Ihre letzten Gedichte haben mir die ganze Rundschaft verdorben.“

Bekanntungen

auf den

„Gnzfäler“

für das II. Quartal 1910

werden von allen Postanstalten und Postboten, von der Expedition und von unseren Austrägerinnen entgegengenommen.

Briefkasten d. Red.

H. Dr. in B. Die Klage können Sie einstweilen ruhig ohne Anwalt führen. Wenn Sie sich für Einzelheiten interessieren, so empfehlen wir Ihnen das ausgezeichnete Büchlein von H. Haubenjak „Wie treibe ich meine Forderungen ein?“ Gegen Einbindung von 85 J erfolgt Frankopostsendung durch die Expedition.

[W.] Wenn Ihre Konkurrenz es nicht tut, so machen Sie doch eine kräftige Probe mit Inserieren und Ihre Annoncen werden Ihnen um so größeren Vorteil bringen.

Der schönste Teppich der Welt. Auf der im Mai beginnenden großen Ausstellung „München 1910“ wird der berühmte Jagdteppich des Kaisers von Oesterreich, wie die „B. Ztg. am Mittag“ mitteilt, zu sehen sein. Er gilt als der schönste Teppich der Welt. Er ist aus Seide, mit Goldfäden geknüpft und stellt auf rosafarbigem Grund eine Löwenjagd des Schahs von Persien dar. Etwa 80 Millionen Knoten waren erforderlich, um dies Stück herzustellen. Wenn nun ein geschickter Knüpfer täglich etwa 2000 Knoten, also jährlich ca. 600 000 Knoten knüpft, so würden 10 Arbeiter ungefähr 12 Jahre gebraucht haben, um den Teppich fertigzustellen. Ein solcher Arbeiter erhielt im Orient einen Tagelohn von 3 M., somit pro Jahr ca. 900 M.; die 10 Arbeiter hätten dann in den 12 Arbeitsjahren 110 000 M. erhalten. Diese Summe repräsentiert allein die Herstellungskosten, ohne das verarbeitete verschiedene Material (Seide, Gold etc.) zu berücksichtigen. Jetzt kann man den „Jagdteppich“ wohl auf 1 oder 1 1/2 Mill. Mark schätzen. Einen ähnlichen Teppich besitzt der Baron Maurice von Rothschild in Paris, und einen dritten, der nicht so reich, aber vielleicht geschmackvoller gearbeitet ist, der König von Schweden.

[Vorgebeugt.] „Weßhalb haben Sie denn hier im Hause alles so eng bauen lassen: die Fenster, die Türen, das Tor, die Treppen?“ — „Ja, wissen Sie, sonst könnt' mir leicht ein Klavier reingeschleppt werden!“